

Der gute Geist

Autor(en): **Heim, Jost**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Berner Woche**

Band (Jahr): **30 (1940)**

Heft 30

PDF erstellt am: **25.04.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-646646>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Der gute Geist

Kurzgeschichte aus den Bergen von Jost Heim

Am äußersten Rand der staubigen Talstraße schritt mit allzu großen Schritten ein lang gewachsener, hagerer Bergmann. Wie verloren sprach er mit sich selber und bekräftigte das Gesprochene mit seltsamsten Bewegungen seiner Berglerhände. In braunem, festem Zwilch steckten die langen Glieder, der das Unbeholfene der Erscheinung noch hervorhob — in das knochige, straff gespannte Gesicht hingen wirre, lange Haare und über den Lippen sproßte ein ebenso wirrer und unbeschnittener Schnurrbart. Nur die Augen — helle, blaue Augen, große, weite Augen — waren zugleich schön und seltsam. Die Leute aber im Tal munkelten, Toni sei von einem bösen Geist besessen, der ihm Tag und Nacht keine Ruhe lasse. Er versündigte sich gegen den Berg: In seinen Schiefergruben werde nicht mehr gearbeitet, sondern Raubbau getrieben.

Toni war der erste gewesen, der sich an die Schieferausbeute machte, als man vor Jahren hoch am Berg oben in den vielen, vom Wildwasser ausgewaschen und tief einschneidenden Krachen ergiebige Ansätze von Schieferlager fand. Wie eine Leidenschaft hatte es ihn gepackt: Den schönsten Schiefer wollte er haben, der größte Umsatz sollte auf seine Grube fallen. Der böse Geist kam über ihn, gleich einer Bier brannte es in ihm: Er wurde rücksichtslos und zwängte immer größere Mengen Sprengpulvers in den Fels, daß es dem Berg heulend mächtige Wunden riß und viel des guten Schiefers vernichtet ward. In seinen Augen glomm dann der böse Schein auf, der Mund wurde hart — und nie mehr stund er laufend, den Stimmen des guten Berggeistes Raum zu geben: Dem Rauschen der Bergwasser, dem Säusen der Winde und dem kühlen Hauch der ewigen Firnen. Da war eine Feindschaft.

Da geschah das erste Unglück. Der Stollen sollte vorgetrieben werden, um in die Nähe neuer Schieferlager zu gelangen. Schon barg der Fels die Sprengstoffe und als noch hastig und still die letzten Griffe getan wurden — einer der Arbeiter hantierte an den Zündschnüren — stunden diese plötzlich in Flammen und eh auf den erschreckten Ruf hin alle in Sicherheit waren, löste sich der Sprengschuß los. Zwei der Arbeiter erschlug die Gewalt der Sprengung, Toni zerriß es drei Finger seiner linken Hand.

Von dieser Stunde war ein Würgen in ihm, wenn er die dunklen Blutspuren am Gestein sah. Eines Abends spät, die andern hatten sich schon auf den Heimweg gemacht, schlich er noch einmal in den Stollen und meißelte das gefährbte Gestein weg. Schauernd schien ihm, aus den zuckenden Schatten, die das Petrollicht ans raube Gestein warf, starrten ihn die Gesichter der Toten an. Kalt stund ihm der Schweiß auf der Stirne, als er lange noch dem wilden Rauschen des Bergwassers nachhorchte, das tief unten sich noch immer tiefer in den Berg einfräß.

Seither war sein Auge finster und drohend. Niemand wußte, wie er früher oft an weitlichtiger Stelle gestanden hatte und ihn die unbändige Kraft dieser Bergnacken, diese in sich ruhende bewegungslose Unererschütterlichkeit in Seligkeiten und Schmerzen überfiel, ja, daß er in seinen versunkensten und zugleich verwegensten Stunden sich aufgehen und eins werden fühlte mit dieser seiner Bergwelt.

Da war nun ein Riß und eine Feindschaft. Blut klebte am dunklen Gestein, das sich auf seinesgleichen gestürzt hatte, der böse Geist fachte in ihm Haß und Ungebuld zu hellen Flammen an.

Lange war es klirrend kalt gewesen. Im Stollen hingen kleine Eiszapfen aus den Spalten, der hohe Schnee war zu einer harten Kruste erstarrt. Ueber Nacht jedoch schlug das Wetter um, es regnete und wieder ein paar Stunden später überzogen graue Schneewolken die Berge, aus denen große,

feuchte Flocken wie in tollem Wirbel niedertanzten und die Berge einhüllten.

Da begannen sich die Frauen und Mütter zu sorgen und hielten die Männer zurück, daß sie auf dem weiten Weg zur Grube nicht in Lawinengefahr kämen. Nur drei waren es, die auch diesen Morgen mit Toni zur Arbeit stiegen.

Schweigend wurde geschafft. Im Felsen gluckste es, oft schreckte sie ein Geräusch gleich knirschendem Versten und Zerreißen. Ganze Schichten des Gewölbes waren teilweise über Nacht eingestürzt. Die Männer fröstelten trotz eifriger Arbeit — naßkalt tropfte Wasser von den Wänden.

Da! — was war das? — dumpf großte es draußen und im Stollen war ein Knistern und Aechzen, daß sie voll Schreck den Weg abließen und nichts fanden, außer daß neben einer alten, verschalteten Bruchstelle sich wieder einige Brocken gelöst hatten, und zwei der Holzstützen wie unter ungeheurer Last ein wenig verbogen dastunden. Mit ihren Bergschuhen stießen sie an das Holz — es stund fest. So gingen sie beruhigt wieder an ihre Arbeit.

Der Schiefer war an dieser Stelle brüchig und unrein. Kurz vor Mittag warf Toni das Werkzeug mit einem Fluch an die Wand und befahl, die Arbeit abzubrehen. Der Fluch hing noch im Stollen, da donnerte von irgendwoher ein Schlag durch die Felsen, daß alles bebte — zugleich war im Stollen ein Bröckeln — die Männer aber hatten in ihrem angstvollen Lauf noch kaum die alte holzverschaltete Bruchstelle hinter sich, krachte der Stollen zusammen. Das Holz ächzte, brach und splitterte.

Voller Schreck jagten die Männer dem Ausgang zu und prallten zurück. Hoch am Berg hatte sich eine Lawine gelöst. Mit donnernder Gewalt stürzte sie in den tiefen Krachen, ihr wilder Sturm segte die Arbeitshütte weg und zerriß das Drahtseil, als wären es Kinderspielzeuge.

Schiefertoni aber stund am äußersten Rand, todbleich. Sein harter Mund murmelte Worte, die keiner verstand. Das Gesicht verzerrte sich, daß den andern Angst wurde und sie sich umwandten, nach oben einen Heimweg zu finden. Da schlug sie wie mit Peitschenhieben ein wildes Lachen und als sie hinsahen, stund Toni immer noch am äußersten Rand, starrte hinab in die Schneemassen und hinauf zu den hohen Gipfeln und lachte! — lachte! Lebend wollten sie ihm beruhigende Worte zurufen — da stierte er sie an mit glühenden Augen, seine Stimme überschlug sich: „Geht! Geht!“ Und wieder lachte er, daß es sie verfolgte bis nach Hause, wo ängstliche und besorgte Frauen ihrer mit Bangen warteten.

Toni aber, plötzlich das Alleinsein empfindend, griff sich wie verloren an die Stirn, tastete hilfesuchend an den Felsen und fiel plötzlich in sich zusammensinkend zu Boden. Ueber das Gesicht rannen ihm Tränen und wie er auch die Fäuste ballte und sie am Felsen blutig rieb, er vermochte dies, was da in ihm aufbrach, nicht zu meistern. Mit Nacht und starken Winden kam der gute Berggeist über ihn.

Als er aus einem langen Schlaf erwachte, leuchtete ein blauer Winterhimmel über den Firnen. Er stund auf, reckte sich und in dieser Stunde geschah es, daß der gute, starke Geist der Berge wieder in ihm Raum hatte.

Jahre später fanden ihn eines Tages Kinder in der Nähe seines Stollens. Er saß hingelehnt an die Felswand, die Augen offen und hell den Bergen zugewandt. Wie ruhend saß er in der Sonne, daß die Kinder ihn still umstanden und erst nach langem scheu seinen Namen riefen. Doch er hörte keine menschlichen Stimmen mehr — das große, helle, blaue Auge aber hatte er den Bergen zugewandt.

Die Kinder aber, plötzlich erschreckt von banger Ahnung, sprangen schreiend den Häusern zu.